...ngeschlechtlicht

...ngen Wanderzeit
...ugendherbergen
...land liegt der
...Jahren befand
...gebauten Stall-
...gten. Der Gau
...und wird dort
...ndherberge mit
...berge wird auf-
...vom Gau Weser-Ems zur Ver-

...Kirchhundem, Kreis
...ebenfalls ge-
...erk wurde 1933
...berge errichtet,
...Einrichtung aus-
...Jahrhalt diese Zu-
...Verlegung

...Mission
...n in Bochum-
...hre 1819 vom
...det. Sie sollte
...it nach den Be-
...pagandareisen,
...nahm auf Be-
...ntralinsel D.
...Mission in der
...t seine Pflege
...Jahres die Fir-
...ee. 1898 wurde
...en 115 Jahren
...geleistet worden.

...enen
...enbaus sprang
...s dem dritten
...dabei erlittenen
...ein.

...in Gerdrin-
...des Arbeiters
...arbeit zwischen
...amten der ört-
...lissionsmaterial her-
...Personen
...haben bereits
...noch drei we-
...der Brandstif-
...dichte und zwei
...ungsrichter in
...sicht erlieg.

...tionalwirtschaft
...ffen. Die ersten
...r besonders die
...Frauen- und
...Bochum in
...soll die enge-
...ten, welche jede
...berbergen als
...n einer frisch-
...hat.

...eit eingeschränkt
...Ware gestoh-
...er junger Leute
...ndern. Es sind
...zu verleiten oder
...genheit gelang
...dorthin
...Wieder-
...übrige
...verflacht hatten.

...tionale Jugend-
...als Vertreterin
...Frauen- und
...Bochum in

...Ein Warburger Original (E. v. H.)

(1. Fortsetzung)

Der Brief nach Amerika

Eines Tages kommt ein altes Mütterchen und bringt einen Brief in den Postkasten, der dem Urbanschen Hause gerade gegenüberliegt. „Na Mutter", fragt Heinrich freundlich, „wen habt Ihr denn in Amerika?" — „In Amerika niemanden; ich habe einen Brief an meinen Sohn geschrieben; der ist im Bergischen". „Ja liebe Frau, Ihr habt den Brief aber an der linken Seite eingeworfen, die gehen alle nach Amerika. Da warten Sie am besten, bis der Postkasten geleert wird und lassen ihn sich dann wiedergeben". — Gesagt, getan! Der hilfsbereite Heinrich bringt der guten Frau sogar persönlich einen Stuhl neben den Postkasten. Nachdem das Mütterlein zwei Stunden auf den Postboten gewartet hatte, bekam sie von Herrn Urban zur Belohnung und Entschädigung ein Pfund Kaffee.

Die Kinderkrankheit der elktr. Beleuchtung

Im Hotel Gunkel in Volkmarsen wollte die Gesellschaft sich treffen. Herr Urban war der erste. Schon wurde es etwas dunkel im Zimmer und darum hatte man eine Lampe angeknipst. Elektrisches Licht war etwas ganz neues; bis dahin hatte man im Hotel Petroleum gebrannt. Um die Zeit des Wartens auszunutzen, nimmt Heinrich etwas Oel aus der Platmenage, gießt es auf ein Tellerchen und stellt dieses unter die elektrische Lampe, deren Birne er auch etwas einölt. Kaum war er damit fertig, als auch schon die ersehnten Skatfreunde kommen. Natürlich bot die neue elektrische Beleuchtung den ersten Gesprächsstoff: „Wie schön, wie gleichmäßig, wie einfach in der Bedienung, wie reinlich ist doch das elektrische Licht! Das ist doch ganz was anderes, wie die schmierige, rauchende, stinkende Petroleumlampe!" „Ja, das ist wahr", sagt Heinrich, „das einzige Lästige ist nur noch das Tröpfeln der Birnen; dagegen wird man aber auch noch was erfinden. Das sind so Kinderkrankheiten bei den neuen Erfindungen". Ungläubig schauen die Herren auf den Teller unter der Lampe; als sie aber die ölige Birne angefaßt haben, sind sie überzeugt, daß auch die elektrische Beleuchtung ihre schwachen Seiten hat und nicht so reinlich ist, wie sie gedacht haben.

Der verirrte Hase

In Warburg sind zwei katholische Pfarreien. Als die Jagd einmal besonders gut war, schickte Herr Urban einen schönen großen Hasen zum Pfarrer der Neustadt. Aber nach einer Stunde muß das Mädchen wieder hin und sagen: „Ach Sie entschuldigen; es ist ein Irrtum, ich sollte den Hasen in das Pastorat der Altstadt bringen." — Der Altstädter Pfarrer soll den Hasen aber auch nicht bekommen haben.

Das Wiedersehen bei Löffelmann

Mox, auch ein Warburger Original, von dem jemand sagte: „Du machst Dich vor der Arbeit nicht bange, Du kannst ganz dichte dabei stehn", fuhr eines Morgens mit Heinrich nach Scherfede. Kurz vor Abfahrt des Zuges stieg noch ein Herr ein. Die beiden Warburger wollten aber lieber allein bleiben. Da sagte Heinrich ganz unschuldig: „Mox, wie wäre es, wenn wir uns heute mittag bei Löffelmann träfen?" Kaum hat der Fremdling das Wort „Löffelmann" gehört, (bekanntlich das erste Hotel in Paderborn) als er seine Siebensachen zusammenrafft und schleunigst aus dem Zuge stürmt. Der Zug fährt ab und als der Mann sich an den Fahrdienstleiter wendet: „Ich wollte nicht nach Paderborn, sondern nach Scherfede", erhält er die Antwort: „Dann hätten Sie in dem Zuge bleiben müssen".

Die gewonnene Wette

Der neue Pfarrer hatte über die Lüge gepredigt und u. a. gesagt, auch die Scherzlüge sei zu verwerfen. Gleich nach dem Hochamt geht Herr Urban in das Pastorat: „Ist der Herr Pastor nicht zu Hause?" „Nein, er ist noch in der Kirche, wird aber bald kommen", sagt die Haushälterin. „Dann fragen Sie ihn doch bitte, ob er seine Zustimmung gegeben habe, daß das Grab für Frl. Friedel mitten auf den Weg gemacht wird. Sie können sich gar nicht denken, wie erregt man in der Stadt über so etwas ist. Es gehört sich ja auch nicht. Die Wege auf dem Friedhof muß man doch frei lassen. Nehmen Sie es bitte nicht übel; aber ich dachte, es ist besser, auf so etwas aufmerksam zu machen". Damit geht Heinrich zum gewohnten Frühschoppen und nach einer halben Stunde wettet er: „Gleich kömt Ihr den neuen Pastor in eiligen Schritten über den Marktplatz (den nächsten Weg zum Friedhof) gehen sehen". Und er hat die Wette gewonnen. Das Grab war natürlich nicht auf dem Wege. Heinrich hatte ja auch nur danach gefragt.

Gift und Gegengift

Ein Bauerlein aus Wettesingen hat sich schon oft, wenn es sich unbeobachtet glaubt, etliche der feinsten Bonbons, die auf der Theke standen, stibitzt. Als er sich eines Tages wieder eine Hand voll der beliebten Süßigkeit zu Gemüte geführt hat, klebt Herr Urban in aller Seelenruhe vor das betreffende Glas ein Schild mit einem Totenkopf und der Aufschrift „Gift!" — Bauer: „Was machen Sie denn da?' — Urban: „O, ich hatte vergessen, den Zettel darauf zu kleben. Das ist unser stärkstes Rattengift; ein unfehlbares Mittel, das ich sehr empfehlen kann". Dem Bäuerlein wird es ungemütlich, er schleicht sich an Herrn Urban heran und fragt flüsternd: ‚Sagen Sie mal, ich habe eins von den Bonbons gegessen, kann das wohl schlimm werden?" „O, eins wird wohl noch nicht schaden" Aber der Bauer wird immer unruhiger; nach einer Weile lust er ganz laut: „O Herr Urban, ich habe fürchterliche Leibschmerzen, helfen Sie mir! Ich habe von den Klümkes eine Hand voll gegessen! O, mir wird ganz schlecht!' „Was", schreit Urban, „eine ganze Hand voll? Mensch, was soll das geben! Rasch eine Tasse her! Hier nehmen Sie rasch das Gegengift'! Damit schöpft er die Lake aus der Heringstonne. „Rasch noch eine Tasse!' Mit Todesverachtung stürzt das Bäuerlein das scheußliche Getränk herunter, er erreicht den Hof mit Mühe und Not.... aber dann war er gerettet.

Trinitatis

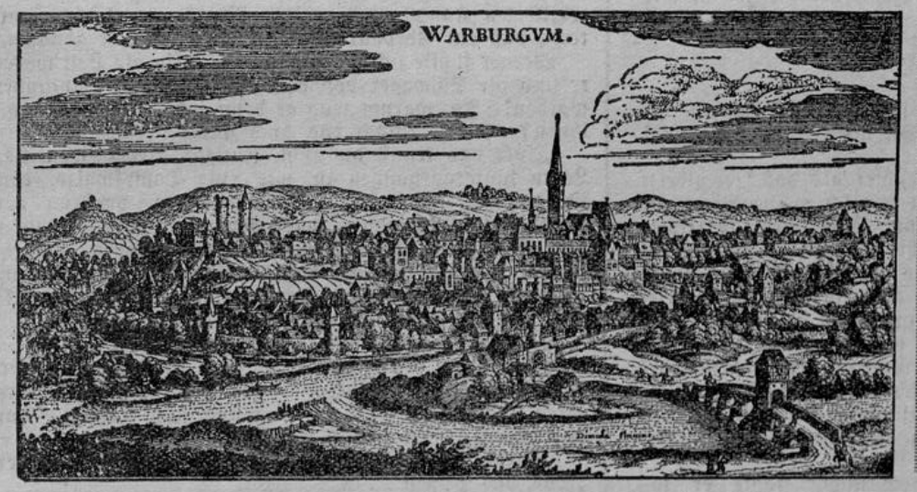
In Warburg wird seit Jahrhunderten der Dreifaltigkeitssonntag als Wallfahrtstag festlich begangen. Es ist der sogenannte Vetter- und Basen- (Basen) Tag, an dem jede Familie Besuch von den Verwandten aus den benachbarten Dörfern bekommt. Am Tage vor dem Feste kommt Herr H. an den Stammtisch und sagt: „Na endlich hat meine Frau alles fertig, den Pudding, die Kuchen usw. Am meisten freue ich mich eigentlich auf den Puter, den haben wir auch schon gerupft". Da dreht sich Herr Urban herum und fragt: „Was ist denn bei Ihnen los, Herr Nachbar?" „Nun, nun, morgen ist doch Dreifaltigkeit!" „Dreifaltigkeit? Das ist aber ein großer Irrtum, Herr Nachbar. Das ist erst nächsten Sonntag; morgen ist erst Trinitatis!" Als alle Anwesenden bestätigen, daß morgen Trinitatis ist und als man es ihm sogar schwarz auf weiß im Kalender zeigt, meint Herr H.: „Da will ich doch eben rasch nach Hause gehen und meiner Frau sagen, daß sie sich vertan hat".

Der besänftigte Küster

Küster Hartmann kommt, um sich einen Hering zu holen. Der vielbeschäftigte Herr Urban bittet: „Wollen Sie sich einmal selbst bedienen, Herr Hartmann? Sie wissen ja Bescheid, die Tonne steht hinter der Tür; Sie müssen aber etwas tief hineinfassen!" Herr Hartmann greift also beherzt hinein, aber ohne einen Hering zu fischen, denn Herr Urban hatte statt der Herings- die Senf-Tonne in die dunkle Ecke gestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 21 | **17. März 1934** | **8. Jahrgang**

STURM IM FRÜHLING

Roman von Georg Julius Petersen.

Nachdruck verboten.

(2. Fortsetzung)

„Ist Werner in seinem Zimmer?" Sie nickte. „Dann werde ich die Sache gleich in Ordnung bringen; die Wohnung muß leer sein, wenn der andere kommt."

Er trat gleich darauf bei Werner ein, der sich erhob und neben seinem Stuhl stehen blieb.

„Es tut mir leid, daß ich gestern heftig wurde," begann Degenhardt mit einiger Hast. „Wir wollen nicht mehr daran denken . . . Mama sagte mir, daß du eine hervorragende Note im Latein bekommen habest; das freut mich von Herzen, und ich bin nur gekommen, um dir zu sagen, daß du am Samstag mit in die „Rigoletto"-Aufführung gehen kannst."

Der junge Mann senkte den Blick. Die Freude über den gebotenen künstlerischen Genuß wurde niedergehalten von dem schmerzhaften Gefühl, daß die Belohnung, die er hier empfing, doch nur eine Wohltat sei. Er und Friedel hatten bisher nur Wohltaten empfangen! . . . .

„Ich danke dir, Papa," sagte er leise.

Degenhardt legte ihm eine Hand unter das Kinn. Er mußte den Kopf etwas zurücklegen, wenn er dem jungen Menschen in die Augen sehen wollte.

„Keinen Dank dieser Art, Werner," gab er zur Antwort. „Ein kleines Lächeln wäre mir lieber gewesen. . . . Aber ich habe die Gewißheit, daß du, reifer und verständiger geworden, einsehen wirst, wie gut auch ich es stets mit dir gemeint habe." —

Werner Degenhardt blickte lange Zeit auf die Tür, die sich hinter dem Vater geschlossen hatte. Gestern noch hätten die soeben gehörten Worte ihren Eindruck nicht verfehlt; aber nun stand ein anderer dazwischen — ein anderes. Ein Geheimnis, das heute abend hoffentlich gelüftet wurde.

Nach dem Abendessen, das Degenhardt und Werner heute allein einnahmen — denn Friedel hatte sich telephonisch entschuldigt — verabschiedete sich der Vater. Werner ließ ein paar Minuten verstreichen, dann ging er in die Küche, wo Ella bei ihrem Abendbrot saß.

„Ella, wenn meine Schwester nach Hause kommt, sagen Sie ihr, ich wäre ins Kino gegangen."

„Natürlich, gern!" antwortete sie.

Werner wußte nicht, wo der „goldene Stern" glänzte, daher suchte er im Telefonbuch Straße und Hausnummer.

An der nächsten Haltestelle bestieg er eine Elektrische und fuhr bis in die Nähe der Straße, die sein Ziel bildete. Den Mantelkragen hochgeschlagen, den Hut tief in die Stirn gedrückt, schob er sich durch ein Gewirr von Gassen. Wiederholt mußte er sich zurechtfragen.

Endlich gewahrte er ein quer neben dem Eingang eines Hauses hängendes Schild mit der Aufschrift: „Zum goldenen Stern". Nach kurzem Besinnen betrat er das schmale, verwahrlost aussehende Haus mit dem vornüberhängenden Giebel.

Links vom Eingang befand sich die Gaststube, in der es verhältnismäßig ruhig zuging, hinter der Toonbank hockte eine dicke Frau, die bei Werners Auftauchen den Kopf reckte und aus hervorquellenden Augen auf ihn blickte. Diese Musterung dauerte einige Sekunden, dann kam sie ziemlich behende herbei und blieb vor Werner stehen.

„Wünschen Sie Herrn Mentzel zu sprechen?" fragte sie mit einem vertraulichen Lächeln.

„Herrn Mentzel?" Er wußte ja gar nicht, wie der Fremde hieß. Offenbar war sein Erscheinen bereits als wahrscheinlich angekündigt worden, denn wie hätte dies Frauenzimmer sonst sofort erraten können, wen er suchte?

„Ganz recht — Herrn Mentzel," sagte er nach kurzer Pause.

„Er ist in seiner Stube, ich werde ihn sofort rufen. Bitte, nehmen Sie doch Platz."

Werner griff nach einem Zeitungsblatt und blickte krampfhaft hinein, um nicht den Blicken begegnen zu müssen, die von allen Seiten den Weg zu ihm fanden; endlich hatte dies qualvolle Warten ein Ende; denn der Gesuchte erschien: der Fremde von gestern abend, der mit Mentzel Bezeichnete — der Vater.

Er kam auf den jungen Mann zu, der sich unwillkürlich erhoben hatte, und schüttelte ihm die Hand.

„Guten Abend," sagte er halblaut. „Ich freue mich, daß du gekommen bist, und schon so bald." In seinen verschwommenen Augen blitzte es merkwürdig auf. „Zwei Grogs," rief er der Wirtin zu, die wieder hinter die Toonbank getreten war und voll Spannung auf den alten und den jungen Mann blickte.

„Ich habe mir schon ein Glas Bier kommen lassen," winkte Werner hastig ab.

„Ich kann auch zwei Grogs vertragen," lächelte Mentzel augenzwinkernd.

„Hast du dem Herrn Oberpostrat Degenhardt erzählt, daß du gestern abend meine Bekanntschaft gemacht hast?" begann er mit leiser Stimme die Unterhaltung, nachdem er einen der Grogs, die die Wirtin gebracht hatte, mit Behagen geschlürft hatte.

„Ja," gestand Werner nach kurzem Ueberlegen.

„Und was sagte er darauf?"

„Nichts von Bedeutung."

„Nichts von Bedeutung — so." Mentzel kicherte.

„Weisen Sie mir nach, daß Sie mein Vater sind," stieß Werner hervor.

Mentzel lächelte. „Nichts leichter als das," erwiderte er. „Freilich, die Urkunde, in der ich meine Rechte an dich und Friedel an das Ehepaar Degenhardt abgetreten habe, ist mir vor einigen Jahren abhanden gekommen; aber damit ist sie noch nicht aus der Welt geschafft. Deine Adoptiveltern besitzen natürlich auch ein Schriftstück dieser Art; frage sie einmal danach, und wenn sie die Unwissenden spielen — dann erkundige dich an anderer Stelle."

Werner zweifelte eigentlich nicht an der Wahrheit des Gehörten und doch sträubte sich etwas in ihm, diesen Mann, der die tiefste Stufe auf der gesellschaftlichen Leiter erreicht hatte, als seinen leiblichen Vater anzuerkennen.

„Das alles genügt mir noch nicht," sagte er fast herrisch.

Ein unfreundlicher Blick traf ihn.

„Genügt dir noch nicht, sieh einer an! . . . Du bist einer von den Skeptischen. Nur was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. — Sieh hier!" Er zog aus der Brusttasche seines Jacketts ein schmieriges Bündel von Papieren aller Art und befreite es von der Schnur, die es zusammenhielt.

„Hier," sagte er nach längerem Suchen, damit reichte er Werner eine halbverblaßte Photographie, die eine sehr schöne junge Frau darstellte.

Werner hielt mit zwei Fingerspitzen das Lichtbild.

„Wer ist das?" fragte er, von einer dunkeln Ahnung erfaßt.

„Nun — deine Mutter," drang es leise zu ihm hin.

Die jungen Augen saugten sich förmlich an dem Frauenbildnis fest, während die Lippen sich zusammenpreßten. Etwas Schmerzliches ging von diesem Gesicht aus, eine Melancholie, die tief ans Herz griff. Eine Tote, die — das drückten die Züge mit unwiderstehlicher Deutlichkeit aus — kein leichtes und frohes Leben gehabt hatte, grüßte mit ihren Augen den Sohn, der seine Bewegung kaum meistern konnte.

„Entdeckst du eine äußere Aehnlichkeit mit dir oder Friedel?"

„Ja. Aber das genügt mir noch nicht."

„Auch noch nicht?" kicherte Mentzel. „Aber vielleicht zerstreut dies deine Zweifel." Er entfaltete einen Briefbogen und hielt ihn Werner hin. Der schien seinen Augen nicht zu trauen: „Ich erwarte Sie am nächsten Samstag abends acht Uhr in meiner Wohnung. Degenhardt."

Papas Handschrift! . . . Und am nächsten Samstag sollte dieser Mann in die elterliche Wohnung kommen! Also nicht als Belohnung für die Eins in der Lateinarbeit sollte er die Eintrittskarte zur Oper erhalten, sondern um Papa die Möglichkeit zu geben, ungestört mit dem Zitierten zu reden.

„Den Brief habe ich heute nachmittag bekommen," lächelte Mentzel, der mit gespanntem Interesse das Mienenspiel auf Werners Gesicht beobachtet hatte.

„Und was sollen Sie bei Papa?"

„Sag gefälligst „du" zu mir!" fuhr Mentzel auf. „Ich wollte meine Kinder wiedersehen, nicht bloß dich, sondern auch Friedel, das war der Zweck meines Besuches bei der Frau Degenhardt."

Werner sah sich verlegen in dem wenig sauberen Lokal mit seinen heruntergekommenen Gästen um, ohne eine Antwort zu geben.

„Du siehst mich nicht in der besten Umgebung," lächelte Mentzel gezwungen.

Werner strich sich mit einem Handrücken über die heiße Stirn. „Mußte es denn so weit kommen?" gab er mit bebender Stimme zurück.

„Wenn deine Mutter am Leben geblieben wäre, wäre es nicht so weit gekommen; aber mit ihrem Tod war alles aus."

„Wir, Friedel und ich, waren doch da."

„Und womit sollte ich euch ernähren? . . . Was weißt du Guck-in-die-Welt vom Leben? von Sorgen? von dem erbitterten Kampf ums tägliche Brot? . . . Es war mir recht, daß ein Ehepaar kam und mir die Last abnahm."

Werner fühlte sich kalt angeweht. Also als Last waren er und die Schwester von dem eigenen Vater empfunden worden! Ja, warum trug er denn jetzt Verlangen nach ihnen? . . . Er sprach das auch aus.

„Auch das kennst du nicht, Junge. Ueber wen das Leben hinweggegangen ist wie eine Dampfwalze, dem ist zumute wie einem Schiffbrüchigen, der, an den Strand einer einsamen Insel geworfen, seine Gedanken und Wünsche — seine Sehnsüchte meinetwegen — mehr auf eine glücklichere Vergangenheit hinwendet als auf die triste Gegenwart. Verstehst du, was ich sagen will?" Die Augen hingen brennend an dem blassen Gesicht.

„Ich glaube, ja," kam es leise zurück.

„Ich konnte den Gedanken an eure Mutter nicht unterdrücken, schon seit Jahren nicht mehr; konnte mich euch, ihren und meinen Kindern, aber noch nicht nähern. Nun endlich bin ich da — bin frei!"

„Frei?" Eine furchtbare Ahnung kam über Werner. „Soll das heißen . . .?"

„Was denn? . . . Jawohl, frei bin ich, — frei; deute das, wie du willst." Er schlug sich gegen die Brust. „Aber ein Ehrenmann bin ich doch geblieben; ich hatte nur weniger Glück als die anderen. Es gibt viele, die in glänzenden Autos fahren und doch dahin gehören, wo ich noch vor kurzem war."

Die Hände, die das noch unberührte Glas mit Bier umklammerten, bebten. Sein und Friedels Vater nicht nur weit heruntergekommen, sondern auch vorbestraft.

Mentzel beobachtete ihn schweigend.

„Und nun frage ich dich: Willst du mich, deinen leiblichen Vater, gänzlich vor die Hunde werfen, oder mir dann und wann ein wenig Trost sein?" Seine Stimme wurde leiser. „Ich habe deine Mutter geliebt, Werner."

Die Tür wurde aufgerissen, ein wüster Kopf zeigte sich und rief ein einziges Wort durch den Spalt. Im Nu verschwanden die abgegriffenen Karten von einem Tisch, die Spieler nahmen eine harmlose Miene an, andere stellten sich schlafend, ein Bettler, der sein Geld gezählt hatte, ließ die Kupfermünzen in seinen Kleidern verschwinden; es war mit einem Male mäuschenstill.

Zu Werners lebhaftem Entsetzen tauchten plötzlich zwei Polizeibeamte in Uniform auf.

„Bitte, die Papiere!"

Die Beamten prüften aufmerksam die ihnen hingehaltenen Ausweise, fragten dieses und jenes, notierten sich auch einiges, und traten schließlich an den Tisch, an dem Mentzel und Werner saßen.

Mentzels Haltung hatte sich verändert; der Kopf saß tief zwischen den Schultern, im ganzen drückte die Gestalt Unterwürfigkeit aus.

Seinen Papieren galt die besondere Aufmerksamkeit des einen der beiden Beamten, die er nach Prüfung zurückgab, da sie in Ordnung waren.

„Und Sie?" wandte er sich an Werner, indem er ihn mißtrauisch musterte. „Wer sind Sie? . . . Ihre Legitimation?"

„Legitimation? . . . Ich habe keine."

„Wenn Sie sich nicht ausweisen können, muß ich Sie mitnehmen."

„Aber . . . ich habe doch nichts verbrochen," stammelte der junge Mann.

„Was tun Sie hier im „Goldnen Stern"?"

Da erhob sich Mentzel und blieb in unterwürfiger Haltung stehen.

„Um Vergebung, Herr Oberwachtmeister . . . Dieser junge Herr ist durch seine Menschenfreundlichkeit hierhergeraten. Ich kam in der Mittelstraße zu Fall, wäre beinahe unter ein Auto geraten, da half mir dieser junge Herr wieder auf die Beine und brachte mich hierher. — Stimmt das?" wandte er sich an die übrigen Gäste.

(Fortsetzung folgt)

Jagd über den Maloja-Paß

Skizze von Fr. Schütte-Dörr

Während die Gehilfen der kleinen Reparaturwerkstatt an der verschmutzten Unterdruckleitung seines Wagens arbeiteten, lehnte Henner Groth geduldig an der Werkzeugbank und dachte an nichts, als allenfalls an den Namen des verwunschenen Bergstädtchens, das er sich für diesen Tag zum Ziel gesetzt hatte. Er fragte nach der Zahl der Kilometer, die er bis dahin noch zu fahren haben würde, und nickte gemächlich, als man sie ihm nannte. Er war sehr ruhig und sehr gleichgültig in diesen beiden Viertelstunden, die er da zwischen Molins und Stalvedro zubrachte. Er hatte weder ein Erlebnis hinter sich, noch erwartete er etwas von den Tagen, die vor ihm lagen. Er war weder müde noch ausgeruht.

„Verschmutzte Unterdruckleitungen hat es in den letzten Wochen auffallend viele bei uns gegeben", wandte sich der Inhaber der Werkstatt an Henner Groth, während seine Leute die Rohre und Ventile wieder festmachten. „Noch vor einer guten Stunde war ein Berliner Wagen mit genau der gleichen Sache da", fügte er hinzu, während er ein nicht sehr sauberes Notizbuch aus der Tasche seiner Arbeitsjacke zog und einen Bleistiftstumpf anleckte. „Ja, das war auch ein Berliner Wagen", wiederholte er, „IA 45678!" IA 45678! Diese Nummer kenne er doch, meinte Henner Groth und tat einen halben Schritt auf seinen Wagen zu. „Eine Dame saß drinnen, eine blonde Dame mit einem roten Schal", erinnerte sich der Meister. Das muß, alle Wetter, Gritt Langhammer gewesen sein, fuhr es durch Henners Kopf! Aber er sagte kein Wort.

Er beglich seine Rechnung und verstaute die Geldbörse langsam und sorgfältig. Er ging um den Wagen herum und trat mit den Fußspitzen gegen die Reifen, ehe er hinter das Steuer kletterte. Er band die Haube fest und rückte die Brille vor die Augen, er knöpfte an seinen Handschuhen, und alles das tat er sehr langsam, als habe er sehr viel mehr Zeit, als er auf diese Dinge verwenden könnte. In Wirklichkeit aber hatte er längst aufgehört, ruhig zu sein; in Wirklichkeit rollten hinter seiner Stirn alte und halbvergessene Bilder vorüber, in denen immer wieder der blonde Kopf jener Gritt Langhammer vorkam. Eine zwecklose und etwas unglückliche Sache war das doch damals, dachte er. Und laut fragte er, während der Motor schon lief, wohin dieser Berliner Wagen wohl gefahren sei. Der Meister zuckte die Schultern, der Lehrjunge aber sprang herbei: „Die Paßstraße hinauf, ich habe es gesehen!"

Henner Groth donnerte den Julier-Paß hinauf, bremste, schaltete, gab Gas, trieb den Wagen bis kurz vor die Haarnadelkurven, bremste wieder, schaltete, gab Gas, geriet in den Rausch des Schnellfahrens und erwartete hinter jeder Kurve jenen Wagen mit der Nummer IA 45678 zu sehen, den er einholen würde, ohne es eigentlich zu beabsichtigen. Es werde sich, nach diesem Zufall in der Werkstatt drunten, jetzt so machen, daß er ihn einhole, dachte er. Aber er erreichte die Paßhöhe, ohne den Wagen Gritt Langhammers gesehen zu haben.

Henner Groth rollte langsam am Hospiz vorüber. Außer einem Reiseomnibus standen nur ein großer Viersitzer und zwei Motorräder vor der Rampe. Gritts Kabriolett war nicht dabei. Man brauchte nicht erst zu fragen, sie mußte durchgefahren sein nach Silvaplana. Groth fuhr weiter. Er fand schwierige Kurven und gab sich jetzt ernstlich Mühe mit ihnen. Er sagte sich, daß er durch gutes Kurven viel von Gritts Vorsprung einholen könne. Damals verstand Gritt sehr wenig von Kurven, erinnerte er sich und lächelte.. Er kam mit heißen Bremstrommeln nach Silvaplana, aber Gritts Wagen stand vor keinem der Hotels. Er mußte jetzt nachfragen. Ein Straßenjunge wollte den Wagen vor einer Tankstelle gesehen haben. Groth fuhr hin. Der Tankwart sagte aus, die Dame sei erst vor allenfalls fünf Minuten weitergefahren. Ueber den Malojapaß nach Chiavenna. Vierzig Kilometer.

Ich brauche nicht zu tanken, und ich bin schneller als sie, errechnete sich Groth, während er am See entlang dem Paß entgegenheulte. Spätestens kurz vor der Paßhöhe werde ich sie einholen. Er fuhr jetzt ernstlich auf Sekundengewinne, schaltete mit vollem Bewußtsein, wagte in scharfen Kurven ein kurzes Schleudern, um die Bremszeiten zu vermeiden, übertourte den Motor, um schnell in den großen Gang zu kommen. Seine Hände begannen hart zu werden. Er lockerte den Schal. Kurz hinter dem Malojapaß sah er den Wagen! Gritt fuhr schnell, erst bei Stampa hatte er sie so weit eingeholt, daß er hupen konnte, um sie zu überholen. Er wollte sie überholen und dann ihren Weg versperren, langsam bremsen und sie herankommen lassen. Aber mit seinem Hupen erreichte er nur, daß Gritt, ohne sich umzusehen, durchtrat und noch schneller fuhr. Sie wollte also nicht überholt werden!

Henner lächelte. Er begann um die Ueberholung zu kämpfen, hupte, kurz bevor das Mädchen in eine Kurve einfuhr, um sie dadurch zu zermürben. Er erreichte nichts damit. Und hinter Bondo gab es eine Wegstrecke, auf der er sich alle Mühe geben mußte, überhaupt hinter dem Kabriolett zu bleiben. Sie hat in diesen Jahren allerlei dazugelernt, stellte er fest. Und außerdem hat sie den Motor aufbohren lassen, bestimmt!

Als er in Chiavenna neben dem verfolgten Wagen hielt, sah er Gritt gerade in der Drehtür des Hotels verschwinden. Er selbst war so verdutzt über ihre Schnelligkeit, daß er noch hinter seinem Steuerrade saß, als ein Monteur kam, um Gritts Wagen in die Garage zu bringen. Dann aber stieg er aus, ließ seine Koffer abschnallen und erklärte, er gedenke die Nacht über zu bleiben. Im Fahrstuhl fragte er nach der Abendbrotzeit. Er hatte noch eine Stunde bis dahin.

Henner Groth verbrachte diese Stunde damit, auf ihr Vorübergehen zu warten und sich dabei umzukleiden. Er gab sich Mühe damit, er erinnerte sich ganz gegen seinen Willen, daß er im Grund unklug zu handeln im Begriffe sei. Was zum Teufel habe ich davon, eine alte Sache hier neu anzufangen! Wir waren auseinander, warum bleibe ich nicht dabei? Als der Gong zu Tisch rief, war Groth froh, von dem schwingenden Bronzeton daran gehindert zu werden, weiter nachzudenken. Man werde ja sehen, entschied er.

Die Besitzerin des schnellen Kabrioletts saß schon zu Tisch, als er kam. Sie war schön, sie lächelte ihm zu, sie erinnerte sich an die Jagd zwischen Silvaplana und Chiavenna, sie schien ihr Freude gemacht zu haben. Aber sie war nicht Gritt Langhammer! Sie war irgendeine Frau, die Henner Groth noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Und Henner Groth atmete auf. Eine frohe Sicherheit durchströmte ihn — er fühlte sich so, als sei ihm eine zweifelhafte Sache ganz ohne Verdienst zum Besten ausgeschlagen.

„Jawohl, ich habe den Wagen alt gekauft!" sagte die Frau eine Stunde später, während Henner Groth mit ihr tanzte.

Die gefährlichen Augenbrauen.

Wiederholt sind aus wissenschaftlichen Kreisen Warnungen vor dem Färben der Augenbrauen laut geworden, da zu diesem Zwecke vielfach Mittel verwendet werden, die der Gesundheit abträglich sind. Aerzte haben in mehreren Fällen Erkrankungen feststellen müssen, die auf solche Kosmetika zurückzuführen waren. Allerdings sind nicht alle Mittel dieser Art schädlich, und man hat auch bislang in Deutschland nichts von ernsteren Gefahren aus dieser Richtung vernommen. Anders in den Vereinigten Staaten. Da hat die „Kommission zur Förderung der Gesundheit der amerikanischen Frau" bei der Washingtoner Regierung eine Denkschrift überreicht, die auf die Schädlichkeit des Färbens der Augenbrauen hinweist. Es wird darin unter anderem festgestellt, daß diese Art der Schönheitspflege in New York zu einem Todesfall und ferner zweimal zur Erblindung geführt hat. Die Untersuchung der von den Friseuren gelieferten Mittel habe ergeben, daß diese Drogen zu viele Anilinverbindungen und zu viel Höllenstein enthalten, was ja, wenn dies zutrifft, tatsächlich als höchst bedenklich bezeichnet werden muß. Daraufhin hat denn auch die Regierung den Gebrauch jener Chemikalien zunächst verboten und im Anschluß daran das Färben der Augenbrauen überhaupt untersagt. Den Dank der Damenwelt haben sich die gewissenhaften Landesväter allerdings nicht erworben. Vielmehr sind Hunderttausende von Eingaben im Weißen Hause eingegangen, deren Verfasserinnen mit mehr oder weniger ungestümen Worten die Wiederzulassung jener Mittel verlangen. Die Kommission wird in Bausch und Bogen abgelehnt. Es sei das gute Recht jeder Bürgerin, sich die Brauen nach Herzenslust färben zu lassen, und es gehe niemanden etwas an, ob daraus ein Gesundheitsschade erwachse oder nicht. — Muß man die Amerikaner um solche Volksgenossinnen beneiden?